

(Nachdruck verboten.)

46]

Das tägliche Brot.

Roman von E. Viebig.

Gedanken kamen und quälten sie, die sie sonst noch niemals gequält hatten; Gedanken an ihre kleine Frida. Ob die jetzt schlief? Oder ob die jetzt weinte? Mathilde würde doch gut gegen sie sein? Ja, gut war die schon, aber ob die auch aufpakte? Und mit einem Male erschien ihr Mathilde so sonderbar, und alles, was ihr bei ihrem Dortsein nicht aufgefallen war, fiel ihr jetzt auf. Die war doch zu zerstreut. Und wenn die nun so den ganzen Vormittag auf ihre Aufwartstelle ging und Fridchen einschloß?! Der Angstschweiß brach Mine aus, sie sah wie erstarrt. „Ach, Fridchen, Fridchen!“

Irma quälte unwillig auf, sie wollte weiter gefahren werden.

„Es — es — schlaf, schlaf!“ Unausgeseht schob Mine wieder den Wagen, immer auf und nieder, immer hin und her, bis das Morgengrauen sich durch die Spalten der Jalousie stahl.

Es fröstelte sie, obgleich sie sich einen Unterrock übergeworfen hatte, und die Luft in dem engen Stübchen neben der Küche sehr drückend war. Alle möglichen Stellungen versuchte sie, der Rücken war ihr ganz steif, das eine Bein auch, die Füße waren ihr eingeschlafen, die Arme eiskalt. Da nahm sie das Kind aus dem Wagen und froh, es im Arme haltend, in ihr Bett. Weich bettete sie es an ihre Brust.

Und da war es endlich zufrieden. Tappte mit den kleinen Händen an ihr herum, reichte die Beinchen, schmiegte sich wohligh an, stieß einen glückenden Laut des Behagens aus und wurde dann ganz still.

Mine fühlte ein warmes Wohlgefühl durch ihre Glieder rinnen; die Angst, die sie die ganze Nacht gequält, wich. Fest drückte sie das schlafende Kind an sich und beugte sich ganz darüber in selbstvergessender Hingabe. Sie hielt ja ihre kleine Frida im Arm.

So kam auch ihr noch der Schlummer für eine kurze Stunde.

22.

Hatte es schon immer bei Müldners Arbeit gegeben, jetzt gab es noch viel mehr zu tun. Die Kinder wurden krank, eins nach dem anderen an Windpocken. Schlimm war das weiter nicht, sie saßen in ihren Betten und spielten, aber sie waren weinerlich und verlangten ihre Abwartung. Und die Enge der Wohnung erschwerte alles.

Mine kam kaum ein paar Stunden aus den Kleidern, denn abends spät erst war es ihr möglich, ihre Küche zu reinigen und das Geschirr abzuwaschen. Morgens in aller Frühe mußte sie schon wieder heraus, um den ungeduldigen Patienten das Frühstück zu bringen und die verwöhnten Betten zu machen.

Frau Müldner tat ihr Möglichstes; aber sie war so schwach, die Kinder tyrannisierten sie in unerhörter Weise, wenn Mine nicht dazwischen fuhr.

„Sehen Sie sich man stille im Salon, Frau Müldner, sonst werden Sie auch noch krank. — Wollt Ihr wohl stille sein?“ Mine donnerte mit der Faust gegen die Tür, hinter der die Kinder lärmten. „Ich wer' Euch!“ Und dann nahm sie ihre Frau beim Armel und schob sie in das blaue Heiligtum. „Da gehn Sie man rin!“

Sie arbeitete sich ehrlich ab; gewandt war sie nun einmal nicht es ging ihr noch immer ein bißchen langsam von der Hand. Todmüde sank sie spät in ihr Bett, die Lider fielen ihr sofort zu; und wenn dann auch Irma unruhig strampelte und schrie, und sie den Wagen hin- und herfahren oder das Kind im Arm wiegen mußte, sie tat's mit geschlossenen Augen im Halbschlaf. Denken konnte sie gar nicht. Sie wußte ja auch, Fridchen war wohl, sonst hätte Mathilde geschrieben.

So vergingen vierzehn Tage, Mines Sonntag war gekommen. Aber wenn die Kinder auch wieder so weit gesund waren, Frau Müldner hatte sich jetzt gelegt an völliger Erschöpfung. Herr Müldner mit seinem Sorgengesicht kam in die Küche. „Mine, es tut mir leid, Sie können heute nicht weg. Na, da werden Sie ein andermal zum Vergnügen gehn!“

„Ja, ja,“ sagte sie. Stiefel konnte sie doch nicht anziehen, die Füße waren ihr so geschwollen, daß sie immer in Latschen laufen mußte.

Aber traurig war's ihr doch, als sie um fünf Uhr, wo sie sonst auszurücken pflegte, noch unangezogen in der Küche saß, Irma auf dem Schoß. Die anderen Kinder, die der Vater aus der Stube vertreiben, machten mit Blechdeckeln, die sie von den Borden genommen, einen furchtbaren Lärm um sie her.

Heut hatte sie wieder mehr Zeit, heut mußte sie so sehr an Fridchen denken. Ein Glück, daß Mathilde nicht geschrieben hatte — wie hätte sie wohl abkommen sollen?! Jetzt würden die in der Colonnenstraße auf sie warten. Hoffentlich vergaß Mathilde, wenn sie auch nicht kam, doch die Kuchenschnecke für Fridchen nicht! Mine sah im Geist, wie die kleinen weißen Spitzchen, die sich Zähne nannten, an der Schnecke nagten.

Nein, so dicke Wäddchen hatte Irma doch lange nicht! Und sie preßte einen Kuß auf Irmas Wange und dachte dabei an das kleine blonde Mädchen in der Colonnenstraße. Sie hörte das Lärmen der anderen Kinder gar nicht; sie war weit weg.

Da klopfte es an der Hintertür. Wahrscheinlich wieder das Mädchen von der Herrschaft vorne parterre, die sich, wie neulich, den Kadau in der Gartenwohnung verbitten ließ. „Bist, seid stille,“ drohte Mine, und dann öffnete sie.

Ein langes Mädel, im ausgewachsenen Rock, stand auf der Schwelle. Gott im Himmel! Mine starrte, als sähe sie ein Gespenst.

„Grete?! Grete Neschke!?“ Sie fragte es zweifelnd; es war ja so lange her, daß sie Grete nicht gesehen, und die hier war so hochgeschossen!

Schüchtern blieb Grete draußen stehen.

„Ne, Grete, wo kommste her?! So komm doch rin, Grete, de darfst. Ne, wie ich mer freuel Ich hab der ja so lange nich gesehn, Grete! Nach dir hab ich wohl mal verlangtert. Wie haste mer denn nur gefunden, Grete?“

„Er is wieder da,“ hauchte Grete kaum verständlich, in zitternder Begier, der andern ein Glück zu verkünden. Sie war aufgeregert, ihre Sprache dadurch noch undeutlicher; ihre Rippen zuckten, ihr Atem ging rasch.

„Was sagste? Wer is da? Wer denn?“

„A — tur!“

„Ach so.“ Mines plötzliche Neugier war schon gestillt. „Der —?!“ Na ja, dann war's ja gut.

Enttäuscht sah Grete die Cousine an, sie hatte gehofft, der eine große Freude zu bereiten. Darum hatte sie sich nachmittags der Versammlung der Heilsarmee entzogen?! Darum war sie atemlos nach der Colonnenstraße gelaufen; dort sollte, nach Bertas Erzählung, Mine bei der Mathilde wohnen oder doch gewohnt haben, denn ach — leider war's schon lange her! Die Drohung der Mutter: „Wenn de zu den Frauenzimmer gehst, schlage ik Dir alle Knochen in' Leibe kaputt,“ hätte sie nicht zurückgehalten, Mine aufzufuchen; wohl aber die Scham, eine grenzenlose Scham, die ihr das Blut in die Wangen trieb, wenn sie an ihre Mutter dachte. Was würde Mine über die sagen?! Schimpfen, ja. Und sie, konnte sie dem widersprechen? Nein. Ach nein! Grete war alt genug, sie war auch klug genug, die Mutter hätte gar nicht so laut zu schreien brauchen, daß es den ganzen Keller durchschallte, sie wußte doch alles. Und so war sie nicht zu Mine gegangen; sie hatte sich geschämt. Aber heute schämte sie sich nicht, heute konnte sie ihr Freude bringen — Artur war wieder da!

Zu ihrer Enttäuschung traf sie in der Colonnenstraße nur Mathilde an, und zwar in Hut und Schal, fein in schwarzer Seide, zum Ausgang gerüstet; gerade verschloß sie ihre Stubentür. Grete ersuhr, Mine wohne nicht mehr hier, sondern Eisenacher Straße bei einem, namens Müldner; die Nummer wußte Mathilde nicht.

Da war nun Grete von Haus zu Haus gelaufen und hatte mit verlegnem Gelispel und heißem Erröten nach „einem, namens Müldner“ gefragt. Endlich hatte sie gefunden; und nun freute sich Mine nicht einmal!

„Ne, wie groß de geworden bist!“ sagte Mine und zog sie in die Küche. „Da set der! Nu erzähl, wie de mer gefunden hast!“

Grete sagte, daß Mathilde, die sie im Moment des Ausgehens angetroffen, ihr die Adresse genannt

Mine wurde ganz bestürzt. Was? Mathilde, sagte, ging aus? Wart nich uf mer? Un in schwarze Seide? Allein? Fridchen nich uf 'n Arm?! Sie packte Grete derb an. „Wo war Fridchen?!“

„Was für'n Fridchen?!“

„Na, mein Fridchen, mein Kleenes Mädell“

„Ach so.“ Grete wurde blutrot und schlug verlegen den Blick zur Erde. „Ne, ich hab ihr nich jesehn!“

„O Gott, ne!“ Mine war ganz unglücklich. „Ne, nu geht se ooch am Sonntagnachmittag weg, un läßt Fridchen ganz alleene! Sagte se denn, wann se wiederkommen täte? Oder, wohin se ginge? Oder warum se fortging?“

Aber Grete wußte auf alle Fragen keine Antwort. „Artur is wieder da,“ stieß sie noch einmal heraus, mit aller Anstrengung, und sah mit den blassen Augen begierig und forschend in Mines Gesicht. Keine Spur von Freude stieg in dem auf, und auch kein Schimmer verschämter Röte, kein Zucken verrät Ueberraschung; die Hüte blieben ganz gleichgültig.

Grete war ganz enttäuscht. Die ganze Nacht hatte sie nicht schlafen können; auf dem Küchentischbett, in dem so oft ihre Träne geflossen, vor dem sie oft auf den Knien gelegen, in verzücktem Gebet Arturs Rettung ersehend, hatte sie sich ruhelos in freudiger Erwartung geworfen. Von dem Augenblick an, da sie gestern, im Abenddunkel auf der obersten Stufe der Treppe lauernd, Artur erkannt hatte, der sich schon an ihr vorbei in den Keller stahl, stand es bei ihr fest: das mußte Mine gleich wissen! Wie würde die sich freuen!

Sie konnte sich jezt nicht in Mines Wesen hinein finden — hatte die denn den Artur gar nicht mehr lieb? Und doch hatte Mine an jenem Sonntag, an dem sie im Dunkel des Kellers, hinter der großen Kofle verborgen gesessen, an Arturs Hals gehangen und bitterlich geschluchzt und immer wieder seinen Namen gerufen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Regenwurm und seine Verwandten in der Erdgeschichte.*)

Zahlreiche Tiere scheiden in ihren Geweben kohlen-sauren Kalk ab, um Schalen und Skelette zum Schutz und zur Stütze ihres Weichkörpers zu bilden. Die einzelligen Kammertiere oder Kreb-tierchen erzeugen zierliche Kalkgehäuse von mannigfaltiger Form. Die Kalkschwämme festigen die fleischige Masse ihres Körpers durch zahlreiche Kalknadeln. Die Korallen bilden Achsen- und Rindenskelette aus kohlen-saurem Kalk. Die Röhrenwürmer scheiden kalkige Röhren aus, in denen sie ihren weichen Körper verbergen. Die Moostierchen fertigen kalkige Jellen zum Schutz ihrer zarten Organe. Die Armfüßer und Muscheln hüllen sich in paarige, die Schweden und manche Tintenfische in unpaare Kalkschalen ein. Die Seeesterne, Seeigel und Seelilien schützen sich durch ein aus zahl-reichen Kalkstüben zusammengesetztes Hautskelett. Die Wirbel-tiere lagern kohlen-sauren Kalk in ihren Knochen ab.

Alle diese Tiere können durch Anhäufung ihrer Kalkbestand-teile gesteinsbildend wirken. Ganz besonders wichtig sind in dieser Hinsicht die kalkabscheidenden Tiere des Meeres. Diese sind teils auf dem Meeresboden festgewachsen, wie die Kalkschwämme, die Korallen, die Moostierchen, die Röhrenwürmer, die Seelilien, die Armfüßer und manche Muscheln, teils kriechen sie auf dem Meeres-boden umher, wie die meisten Kreb-tierchen, Muscheln, Schweden und Stachelhäuter, teils schwimmen sie frei im Wasser, wie einige Kreb-tierchen, Muscheln und Schweden. Die feststehenden Kalk-bildner des Meeres erzeugen an Ort und Stelle mächtige Kalk-ablagerungen, von denen die Korallentriffe und Austerbänke die bekanntesten sind.

Eine fast noch größere Rolle in der Geschichte der Erde als die Korallen haben die Regenwürmer gespielt, wie Darwin in seinem bewundernswerten Buch über „Die Bildung der Ackererde durch die Tätigkeit der Würmer“ gezeigt hat.

Die Regenwürmer nehmen sowohl pflanzliche als tierische Kost zu sich. Sie verschlucken Erde, um sich die darin befindlichen organischen Bestandteile anzueignen, fressen halbverworfene und frische Blätter und Blüten, aber auch Stückchen Fleisch und Fett und selbst tote Tiere ihres eigenen Geschlechts. Die Blätter werden entweder

am Rand mit den Lippen erfaßt oder auf ihrer Fläche durch den Schlundkopf angesogen. In jenem Fall werden sie meist mit der Spitze voran in die Röhren gezogen und ebenso werden Blattstiele und den Würmern dargebotene Papierdreiecke behandelt, so daß die Regenwürmer wahrscheinlich durch Belasten eine dunkle Bor-stellung von der Gestalt des hineinzuziehenden Gegenstandes erlangen, also eine gewisse Intelligenz besitzen. Die Blätter dienen ihnen nicht nur zur Nahrung, sondern auch zum Verstopfen der Röhren, um das Eindringen der untersten kalten Luftschichten zu verhindern. Auch Federn, Haare, Wolle und kleine Steinchen werden zu diesem Zweck verwendet.

Das Aushöhlen der Röhren geschieht teils dadurch, daß die Erde infolge der Ausdehnung des vorderen Körperendes zur Seite gedrängt wird, teils durch Verschlucken der im Weg stehenden Erde. Die Wände der Röhren werden mit aus dem Darm ent-leerter Erde zementiert. Die Röhren enden oft mit einer Er-weiterung, in der ein oder mehrere Würmer zusammengekrallt dem Winter verbringen. Die von den Würmern verschluckte Erde wird an der Oberfläche in wurmartig gekrümmten Excrementen wieder abgegeben. In allen Ländern hat man diese Exkremente beobachtet, in Sizilien und Indien solche von beträchtlicher Größe in Gestalt kleiner Türmchen. Darauf beruht die geologische Be-deutung der Regenwürmer.

Darwin bemühte sich, die Menge feiner Erde zu bestimmen, die von den Würmern auf die Oberfläche geschafft wird. Daß diese sehr groß sein muß, kann man schon aus der großen Zahl der Regenwürmer schließen. Auf einem Acker Gartenland leben gegen 50 000, auf einem Acker Weideland gegen 25 000 und auf einem Acker Getreideland gegen 17 000 Würmer. Genauer kann man die Menge der herausgeschafften Erde nach der Schnelligkeit be-stimmen mit der auf der Oberfläche liegende Gegenstände, z. B. Schichten von Kohle, Kalk und Kreide, zum Einsinken gebracht werden. Darwin fand auf diese Weise, daß im Laufe von zehn Jahren durchschnittlich eine Humusschicht von 5 Zentimeter Dicke gebildet wird. Zu einem etwas geringeren Wert gelangte er durch die Gewichtsbestimmung der Exkremente. Das Gewicht der jährlich auf einem Acker Landes angehäuften Exkremente beträgt durchschnittlich 1500 Kilogramm. Diese würden, gleichmäßig aus-gebreitet, in 10 Jahren eine Schicht von 2½ bis 4 Zentimeter bilden.

Indem die Regenwürmer die Erde tieferer Schichten an die Oberfläche schaffen, setzen sie immer frische Flächen der Ein-wirkung der Kohlen-säure und der Humus-säuren aus, die die Zer-setzung bedingen. Ferner zerkleinern sie selbst die Erde, teils durch chemische Einwirkung ihrer Körper-säfte, teils durch mecha-nische Zerreibung im Muskel-magen. Sie reinigen sie von Steinen, indem sie eine Schicht bilden, die durch ihren Körper hindurch-gegangen ist, den nur sehr kleine Steinchen passieren können. Blätter werden von ihnen in den Boden gezogen und diesem da-durch rascher einverleibt. Ihre Röhren durchlüften den Boden und erleichtern das Hinabbringen der Wurzeln. Viele Samen-körner verdanken ihre Keimung nur dem Umstand, daß sie von Würmern bedeckt wurden. So spielen die Regenwürmer eine große Rolle im Haushalt der Natur, die noch dadurch erhöht wird, daß sie durch Zerkleinerung der Erde die Abtragung des Landes vor-bereiten.

Wie die Regenwürmer in selbstgegrabenen Gängen des Bodens, so leben gewisse Ringelwürmer des Meeres in frei sich erhebenden Röhren, die von ihrem Körper ausgehoben werden. Diese Röhren sind bald häutig, bald mit Sand intrustiert, bald verkalkt und mit einem Deckel verschließbar. Die in ihnen lebenden Würmer schauen gewöhnlich mit ihrem Vorderende aus der Röhrenmündung hervor und gewähren durch ihre bunten und verschiednen geförmten Kiemenanhänge einen schönen Anblick. In den Aquarien fesselt sie neben den See-rosen in erster Linie das Auge der Besucher. Ganz besonders eigenartig ist der gewundene Schraubewurm, bei dem die Kieme am vorderen Körperende ein zierliches Spiral-blatt bildet, an dessen Außenrand die zahlreichen gefiederten und gebänderten Kiemen-fäden wie auf einer durchbrochenen Wendel-treppe angeordnet sind. Bei einer anderen Art trägt das Kopfende drei Paar rote baumförmige Kiemen und zahlreiche gelbe, sehr bewegliche Fühlfäden. Die Fäden dienen zum Herbeistrubeln der aus pflanzlichen Stoffen bestehenden Nahrung. An den hinteren, in der Röhre stehenden Körperabschnitten sind oft auf kleinen Fuß-stummeln sitzende Vorstienbüschel vorhanden. Die Würmer können zwar aus ihren Röhren herauswandern, tun dies aber nur, um ungünstigen Lebensbedingungen zu entgehen, meist kurz vor dem Absterben. Als Gesteinsbildner kommen unter den Röhrenwürmern nur die kalkabscheidenden Serpuliden in Betracht. Bei Japartica in Brasilien beteiligen sich Serpulidenröhren am Aufbau der Riffe, indem sie zusammen mit Kalkalgen die obere Hälfte der Riffe darstellen und einen Kalkstein bilden, in dem schließlich jede Spur der röhrigen Struktur verschwindet. Auch große Strecken der Bermudasinseln sind aus Serpularöhren gebildet. An der Südseite der Inseln befinden sich zahlreiche ½ bis 6 Meter hohe, aus Serpularöhren gebildete Atolle. Die Würmer leben nur an der Außenseite, während die 1 Meter tiefe Lagune von toten Röhren umgeben und mit feinem Kalksand bedeckt ist. Aus fossilen Serpularöhren sind der Serpultit der obersten Stufe des Malms in Norddeutschland und der Serpulasand im oberen Cenoman der Sächsischen Schweiz zusammengesetzt.

*) Diese Ausführungen sind dem in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (Verlag von W. G. Teubner in Leipzig) erschienenen Bändchen „Korallen und andere gesteins-bildende Tiere“ von Dr. Walter Mah, Professor an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe (Preis geheftet 1 M., in Leinwand gebunden 1,25 M.) entnommen, das die gesteinsbildenden Tiere nach Bau, Lebensweise und Vorkommen, besonders ausführlich die für den Bau der Erdrinde wichtigen Korallentiere schildert.

Außer den Nöhrenwürmern sind noch zwei andere, allerdings sehr abweichende Würmergruppen als Kalkbildner zu nennen, die Moostierchen oder Bryozoen und die Armfüßer oder Brachiopoden.

Hauptmanns „Grifelda.“)

(Lessing-Theater.)

Das „Grifelda“-Schauspiel, das von dem Hauptmannstreuen Premierenpublikum des Lessing-Theaters, wie schon berichtet, mit großen Ovationen für den Dichter aufgenommen wurde, schließt sich — ein das Ganze überschauender Rückblick bestätigt in dieser Hinsicht den unmittelbaren Eindruck — nicht zur dramatischen, auch nicht zu einer allgemeinen dichterischen Einheit zusammen. Nicht nur in dem Sinne, daß wie in allen seit dem „Fuhrmann Henschel“ erschienenen Stücken Hauptmanns — die vortreffliche „Rose Bernd“ ausgenommen — die Kraft der Phantasie beim Werk der Ausgestaltung nach oft glänzenden Ansätzen erlahmt und hinter der Intention zurückbleibt, sondern es scheint hier auch, ähnlich wie in dem Märchenstücke „Pippa“, selbst die Grundlage einer solchen, wenn nicht Einheit gebenden, so doch erstrebenden Intention zu fehlen. Empfinden und Verhalten der handelnden Personen verläuft in einer Reihe unvermittelter Gegensätze, die nicht aus einer dem Wesen ihrer Charaktere eingeborenen psychologischen Zwiespältigkeit, sondern letztlich in der bunten, unverbundenen Fälle divergierender Einsfälle, die die Versenkung in die alte Sage bei dem Poeten auslöste, begründet scheinen. Wie sich an Stelle geschlossener größerer Akte ein Nacheinander lose verbundener Einzelszenen schiebt, so bröckelt auch die Symbolik, die Hauptmann in die Handlung einpinnt, in lauter einzelne Gedanken splitter und Aphorismen auseinander. Wenn aber in der unbestimmten Märchenatmosphäre der „Pippa“ unter all dem verwirrenden Gewoge der Andeutungen der Sinn des Ganzen dunkel blieb, ohne daß direkte Widersprüche offenbar wurden, drängen sich solche in diesem Werke, das ein Seelendrama sein will und so eine ganz andere Art abwägender Kontrolle zuläßt, ja beansprucht, unabweisbar, das Befremden steigend, auf.

Freilich, wie hätte es auch einem nachdenklichen Poeten unserer Tage einem derartigen Stoffe gegenüber anders gehen können? Die Fabel, wie sie in der Uebersetzung vorliegt, wendet sich an eine Hörerschaft, die das Empörende in den vom vornehmen Herrn Markgrafen an seinem häuerlichen Eheweib verübten Quälereien gar nicht oder nur stumpf empfindet, eine Hörerschaft, welche menschliche Untertunigkeit bei der Frau nicht als weibliche Selbstentwürdigung, vielmehr als Tugend und die nach langen Jahren erfolgende Wiederaufnahme der Gattin in die eheherrliche Huld — die Huld eines ebenso hochgeborenen wie niedrig gesimten Richters — als „Lohn der Tugend“ anzusehen vermag. Alle Umgestaltungen, die man an einem solchen Stoffe vollziehen mag, um ihm für ein verfeinertes Gefühl interessante Beziehungen und Motive abzugewinnen, können bei dieser seiner Eigenart nur auf ein mehr oder minder gewaltsames Uminterpretieren hinauslaufen, das sich, von außen herangebracht, in allerhand Widersprüche verwickeln muß. So oder so gependet, es bleibt dabei ein Rest, an dem jegliches Bemühen scheitern muß. Eine Umformung, wie sie Schmidt-Donn an der nicht weniger alten Märe vom „Grafen von Gleichen“ in seinem Drama vorgenommen — eine Umformung, die auf dem Hintergrund der in der Fabel gegebenen Situation das Gemälde einer geradlinig, groß und natürlich aufsteigenden Leidenschaftsentwicklung vorschreibt, ist hier unmöglich.

Die sanftmütige Grifelda erscheint in den ersten Szenen des Hauptmannschen Stückes als trotzig eigentwillige, herbe Bauerndirne, ein Gegenstück zu Shakespeares „Widerpenstigen“, Graf Ulrich als ein halb verrückter Wüstling, der übersättigt von der frisiertesten Eleganz der feinen Damen, in Feld und Wald nach flüchtigen und derben Abenteuern jagt. So tritt er als einfacher Wandersmann in das Gehöß von Grifeldas Eltern, mit frech begehrlischen Blicken das frische Mädchen musternd, das sich in seiner Arbeit nicht stören läßt. Nicht in spröder Zurückhaltung, feindselig ausfahrend, weist sie den Aufdringlichen ab. Der ungewohnte Widerstand entflammt die Leidenschaft des tierischen Gewaltmenschen nur noch mehr. Als sie ihn einen Betrunknen schilt und das für ihn herangeholte Wasser höhnend über seinen Kopf gießt schleppt er sie vor den Augen der Eltern in die Kammer. Die Brutalitäten des Ehemanns, von denen die Fabel erzählt, verblaffen fast vor der Roheit dieses Hauptmannschen Liebhabers.

Die zweite der neun Szenen, aus denen sich das Stück zusammenlegt, spielt an dem gräflichen Hofe. Ein würdiger Oheim predigt dem zurückgekehrten Bagabunden die Pflicht, für einen legitimen Erben zu sorgen. Da taucht im Geiste Ulrichs die Erinnerung an Grifelda, die er seit jenem Tage niemals wieder sah, von neuem auf. Das wäre ein Spaß, der die geölten Schranzen noch giftiger ärgern würde als alles früher: wenn er ein so kraftvolles, ungezähmtes Menschenkind, die Tochter von Leibeigenen, an Stelle einer der schwächlich blassen Puppen seines Standes zum Altar führte. Um zu verblüffen, in Rechnung auf die verdurhten Gesichter will er sie heiraten. Nicht weniger pathologisch ist die Art der Freie. Statt vorher bei der tödlich Verleibigten in aller Stille anzufragen, zieht er mit prunkendem

Gefolge vor ihr Haus und betreibt die Werbung, als sei ihm daran gelegen, Grifelda noch bitterer zu kränken. Er spricht die gleichen Worte wie bei der ersten Begegnung, und ganz wie damals antwortet das Mädchen. Nur der Ton ihrer Stimme ist noch schroffer geworden. Das Gesäher der Damen und Herren verwirrt sie keinen Augenblick. Man rümpft die Nase über die ungezogene, ungewaschene Kuhmagd, die schließlich, zum äußersten entschlossen, ein Messer zieht. Wer von den Höslingen der Kampf bereiten einen Kuß raubt, soll — verspricht Graf Ulrich, belustigt und entzückt — als Preis ein Rittergut aus seiner Hand erhalten. Jedes Bewußtsein fehlt ihm, wie tief er die von ihm Erfordere so herabsetzt. Er triumphiert, als der Jüngling, der sich zur Wette meldet, niedergezwungen beschämt zur Seite schleichen muß. Nun ist die Reihe an ihm selber. Witzig schnell entreißt er ihr das Messer und umschlingt sie mit Niesenkraft. Die Beute gehört ihm. Auf die Frage, ob sie ihm als Eheweib folgen wolle, bewegen sich die blassen Lippen der Dönmächtigen zu einem willenlosen Ja.

Von diesen ersten Bildern ging bei allem Peinlichen, das sie enthalten, eine starke, eigenartige Bühnenwirkung aus. War auch Ulrichs Tun und Treiben Wahnsinn, so hatte der Wahnsinn immerhin Methode. Die Dichtung schien darauf gerichtet, einen Typus männlicher Seelenroheit in höchster Reinkultur zu zeigen — unter Verhältnissen, die eine sonst nicht mögliche Entfaltung aller in solcher Sinnesart latent enthaltenen Tendenzen gestatten — und von diesem Punkt aus das Schidial der Grifelda-Ehe zu beleuchten. Dabei es denn freilich rätselhaft blieb, wie der Dichter das Bauerndmädchen, dem er so viel Brumbildliches verliehen, in irgend welchem Anschluß an die Sage zu einer das Unrecht um der Liebe willen ruhig tragenden Dulderin umzuwandeln wollte. Aber das, was zuerst als Richtung gebendes Motiv sich abhebt, verschwindet dann. Nicht nur Grifelda, Ulrich selber erhält ein völlig verändertes Gesicht. In die pathologische Studie schließt sich in dem Bild der Ehefeier eine symbolische Verherrlichung des neugeschlossenen Bundes, die in unüberbrückbarem Widersprüche zu dem Vorangegangenen steht. Der entartete Wüstling beginnt auf einmal in Rousseauschen Farben zu schillern. Er preißt sich als den Mann, der unbeirrt durch falschen Schein sich ein Weib zur „Männin“ genommen hat, das dem Willen ewiger Natur gemäß in harter Arbeit mit der Scholle rang. Spaten und Sichel führen lernte. Er ist stolz, daß sie, während die Hofdamen in ratloser Unwissenheit um sie herumstehen, jedes Korn, das er ihr reicht, beim ersten Blick erkennt, und heißt sie zum Beweise ihrer Kunst im Angesicht der festlichen Gesellschaft den Nasen vor der Schloßterrasse mähen. Die schärfsten Bauernreime, die sie bei der Arbeit singt, dünken ihm köstlichste Musik. Ebenso ist in Grifelda jeder dunkle Schatten der Erinnerung, jede Spur des Trojes aufgelöst.

Wiederum ein anderes Anknüpf trägt der Ulrich der letzten Szenen. Nicht als gefühlloser Barbar, wie wir ihn zuerst kennen lernten, sondern als ein verfliegener Phantast verliebter Leidenschaft, der in dem vergötterten Wesen keinen anderen Gedanken als den an sich selber dulden will, peinigt er die Arme. Er, ihr Schänder, er, der die Schulylose verhöhnern ließ und jene Wette einging, möchte sie jetzt als Heiligum vor jedem profanen Blick hüten. Schon daß sie mit dem eigenen Vater freundlich spricht, reizt seine Ungebuld. Er haßt — noch widerwärtiger im Egoismus seiner Liebe als früher in dem Egoismus seiner Ausschweifungen — das Kind, das sie erwartet, weil er Grifeldas Herz dann mit ihm werde teilen müssen. Den Arzt hält er, weil kein Mann die Herrliche unbelieidet sehen soll, vom Lager fern. Er selbst betritt ihr Zimmer nicht, doch leidet er in der Vorstellung all ihre Qualen um so tiefer mit.

Unbegreiflich scheint es, daß Hauptmanns im Kern doch so gesunde Grifelda die heimliche Entwendung ihres Kindes durch den Gatten in Geduld erträgt, und dann erst, als Graf Ulrich noch immer auf den beiseite geschafften Anaben eifersüchtig, sie ohne Angabe eines Grundes verläßt, ihr Bündel schnürt — daß sie, statt ihr Kind zu suchen, stumm und still zu den Eltern zurückkehrt. In der häuerlichen Tracht erwacht auch wieder der alte Troj. Freventlich von ihrem Mann verlassen, schwört sie, nie mehr sein Schloß zu betreten, es sei denn, um als Magd die Spuren ihrer Tritte von den Treppen abzuwaschen. Und just das verlangt Graf Ulrich als Sühne für die Schmach, die sie durch ihre Flucht ihm angetan. In dieser Weise wird mit höchst gekünstelter Motivierung jener Zug der Sage, daß Grifelda auf Befehl des Gatten schmutzige Dienste verrichten muß, am Schluß des Dramas eingefügt. So trifft der eifersüchtige Tyrann sein Weib und sinkt wenig der rasch Vergehenden in die Arme. Eine Verjöhnung, der aber, wenn sie auch der anstößigen Tendenz der alten Fabel aus dem Wege geht, alles in tieferem Sinne Ueberzeugende wehret.

Conrad Schmidt.

Kleines feuilleton.

Musik.

Man kann Herrn Robert Rothe wahrlich dankbar sein, daß er es unternommen hat, deutsche Volkslieder wieder zu erwecken und dabei das alte Lieblingsinstrument, die Laute, wieder zu benutzen. Seit längerem in Berlin und anderwärts gut bekannt, hat er am

*) Die Buchausgabe erschien im Verlage von S. Fischer in Berlin.

Sonntag in einem der von Frau Margarete Balkotte veranstalteten volkstümlichen Abende sich auch dem Publikum des Gewerkschaftshauses vorgestellt.

Sein Interesse ist nicht das vorwiegend Theoretische rein historischer Veranstaltungen: er will die alten Schätze zu neuen machen und trifft dabei das Richtige. Hier ist Tradition im besten Sinne des Wortes! Haben wir heutzutage sonst oft das Gefühl, als finge mit unserer Zeit die Welt von vorn an, so werden wir hier in einem großen Zusammenhang der Zeiten hineingestellt und bekommen ein Gefühl für echt Rationales. Allerdings muß der Zusammenhang erst wieder geknüpft werden. Was man so deutsches Volkslied nennt, geht bereits im 17. Jahrhundert zurück und ist seither kaum wieder zu originalen Leben gelangt. Dazu hat merkwürdigerweise wohl auch der große Aufschwung der Musik in den letzten zwei Jahrhunderten beigetragen. Wo sie mit der Dichtung zusammentraf, wurde sie deren Herrin. Gerade das Gegenteil spürten wir am Sonntagabend. Wir haben schwerlich eine Stelle bemerkt, an der eine musikalische Formung und Betonung in die poetische Formung und Betonung so eingegriffen hätte, wie es bei den meisten Kunstliedern unserer musikalischen Klassiker und selbst Romantiker üblich ist.

Um diese Natürlichkeit der alten Verbindungsweise von Text und Musik zu erkennen, dazu bedurfte es allerdings besonderer Forschungen; und es ist nur wenig über ein Jahrzehnt her, daß dies erkannt wurde. Robert Kothe bringt freilich nicht die eigentlichen alten Weisen, wie sie in mehreren Liederhandschriften (Locheimer Liederbuch und dergleichen) aufgezeichnet sind: vielmehr haben er und sein Mitarbeiter Heinrich Scherrer die alten und anscheinend auch neue Texte im Sinne der alten Liedermusik selber komponiert (und bei G. D. B. Callwey in München sowie bei F. Hofmeister in Leipzig herausgegeben).

Das Volkslied! Der kurze Name soll uns nicht verleiten, an ein gemeinsames Schaffen durch eine Volksmenge zu denken. Geschaffen wird auch Derartiges jeweils von Einem. Aber der Eine ist kein Kunstbichter noch Kunstmusiker: d. h. er widmet nicht seinen Lebensberuf der höchstmöglichen literarischen und musikalischen Fachbildung. Ihm ist's auch nicht ums Urheberrecht, einschließlich der Wahrung jedes Wortes, jedes Tones zu tun. Von Beruf irgend wer, dichtet und tont er als Liebhaber und überläßt sein Produkt seinem Schicksal. Wird deshalb auch nicht mit Namen genannt.

Eher ist schon der Vortragende der Fach- und Berufsmensch — der „arme Spielmann“, der z. B. in dem von Kothe gelungenen schlesischen Volksliede zum Preise des Bauernstandes vom wohlhabenden Bauern gefüttert wird. Im Mittelalter begleitete den Gesang der „Fidler“ auf dem unserer Violine vorausgehenden Instrument. Gegen Ende des Mittelalters kam von den Arabern her und mit arabischem Namen die Laute nach Europa und wurde nun etliche Jahrhunderte lang das, was heute Violine und Klavier sind, doch ohne ihnen ähnlich zu sein. Am ähnlichsten in Anlage und Gebrauch ist sie der heutigen Gitarre, hat aber (wie die Mandoline) einen hirn- oder schildkrotförmigen Schallkasten. Kothes Instrument ist mit sechs „Bünden“ zu greifenden Saiten bespannt, neben denen noch drei leere, frei mittöne Saiten (Baß-Gorden) laufen, ausgehend von einem an den Hals für die Hauptsaiten angelegten besonderen Hals (Erzlaute). So lassen sich Begleitungen spielen, die reich an affordischer Fülle sind — ganz abgesehen davon, daß die Laute auch Melodie und mehrstimmigen Satz bringen konnte.

Allerdings werden uns nur schwache Andeutungen von dem vermittelt, was die Laute einst dem Musiker und Musikfreund war. Eher bekamen wir schon einen Einblick in die Fülle dessen, was die Volksliedichtung geleistet hat. Gerade ihr weitgespanntes Interesse an allem Menschlichen in Freud und Leid, in seliger Erhebung wie in schallhaftem Spas, und ganz besonders an dem Fühlen der verschiedensten Verfassungen trug damals zur Volkstümlichkeit bei und sichert ihr eine solche beim heutigen Wiedererleben.

Das wurde uns auch klar, als die Veranstalterin des Abends, bereits als Sängerin bekannt, als Rezitatorin Lieder aus „Des Knaben Wunderhorn“ vortrug. Auch hier die Spannweite vom „hungersenden Kind“ bis zu den „90 x 9 x 90“ Schneidern, deren genügsame Fröhlichkeit uns vor einiger Zeit ein anderer Lautensänger, Eben Scholander, in einer allerdings noch markanteren Weise zu Gemüt geführt hat.

Der Dank für einen solchen Abend gilt auch der sympathischen, rasch die Herzen fesselnden Vortragswiese der beiden „Konzertgeber“. Das heißt: soweit ein solcher Ausdruck für die Natürlichkeit der beiden Vortragenden überhand nahm! Robert Kothe trägt zu dem volkstümlichen Eindruck seiner Gesänge auch durch die Vermeidung des in Konzerten üblichen Salonkleides bei; und sein Wanderanzug macht geradezu seinen Vortrag noch glaubhafter. Ihm gebührt Dank und Berechtigung auch darin, daß man ihm nicht etwas anderes zuschreibt, als er, der „frische Spielmann“, in der Tat ist. Mit den auf dem Boden voll entwickelter Kunst wirkenden Komponisten und Dichtern, Sängern und Instrumentalisten, und ebenso mit den Erleimern der Vergangenheit ihn zu verwechseln, würde ein Unrecht an diesem eifrigen Verehrer einer vordem von vielleicht niemandem und jetzt nur von wenigen gepflegten Kunst sein. Brauchen wir allerdings mehr, als Kothe uns bietet; und lohnen würde sich noch manches, was nicht mehr seine Absicht ist. Gerne möchten wir einmal alte

Volkslieder genau in den Weisen von damals hören; möchten erfahren, wessen die Laute noch weiterhin fähig war; möchten dergleichen lernen, um auch die gegenwärtige Musik noch deutlicher in den großen Zusammenhang stellen zu können, von dem uns diesmal so hübsche Andeutungen gemacht worden sind. sz.

Völkerrunde.

Die Hochzeit der Toten. In wie vielen Dingen die Reformbestrebungen und die Arbeit der Lehrer und Missionare auf das chinesische Volksleben auch Einfluß gewinnen mögen: an dem tief eingewurzelteten Totenkultus der Chinesen scheitern die Neuerer. Allein die Liebe und Verehrung der Chinesen für ihre Abgeschiedenen zeitigt auch seltsame Blüten; in einem römischen Blatte schildert ein in China weilender italienischer Missionar einen wunderlichen Brauch, von dem die Chinesen nicht lassen wollen: die Verheiratung der Toten. Diese seltsamen „Hochzeiten“ werden von eifrigen Vermittlerinnen sorglich betrieben, die unter den Totenlisten die guten Partien ausuchen und die Abgeschiedenen dann „zusammenführen“. Stirbt ein Jüngling in einer Familie, so erscheint alsbald die rührige Heiratsvermittlerin. „Euer Sohn ist wirklich in die andere Welt übergegangen?“ Weinend bestätigen die unglücklichen Eltern die Trauerkunde. Die Vermittlerin bringt nun ihren Vorschlag zu Gehör: „Ich kenne ein gutes, hübsches, tugendhaftes Mädchen gleichen Alters, das in dieser Woche gestorben ist. Laßt uns die beiden jungen Leute verheiraten.“ In der Regel willigen die Eltern ein, und nun eilt die Vermittlerin zu der Familie des verstorbenen Mädchens, um mit ihr zu verhandeln. Ist die Einigung erzielt, so wird diese unheimliche Hochzeit gefeiert. Der Missionar hat einer solchen Zeremonie in einem Dorfe im oberen Yangtsetal beigewohnt. Alle Verwandten und Freunde folgten dem Sarge der jungen Braut. Die für europäische Ohren unerträglichen chinesischen Musikbänden lassen ihre Weisen erschallen, und wenn der groteske Hochzeitszug das Grab des Bräutigams erreicht, so steigert sich die Musik zu einem ohrenbetäubenden Lärm. Alle Einzelheiten des feierlichen Vorganges sind genau festgelegt und werden von einem Zeremonienmeister überwacht, der bald der einen Familie, bald der anderen ein Zeichen gibt, worauf die Hinterbliebenen wie auf Kommando abwechselnd weinen. Dann wird der Sarg des Mädchens neben den ihres „Gatten“ gestellt, und die Feier gewinnt nun einen neuen Charakter. Das altüberlieferte große Totenbankett wird gefeiert. Die Chinesen glauben, daß die Guten im Jenseits mit der Erlaubnis belohnt werden, wieder in die irdische Welt zurückzukehren. Die Anhänglichkeit und Liebe der Hinterbliebenen sorgt für die Gäste aus dem Jenseits und bietet ihnen prunkvolle Gastmähler. Auf einem freien Platz wird aus Bambus eine große Tribüne errichtet und hier werden die Lebensmittel für die Geister niedergelegt. Die unsichtbaren Gäste zählen da oft nach vielen Tausenden. Jeder Geist hat seinen Platz, der mit einer roten Kerze bezeichnet ist. An jedem Platze steht eine mit Reis gefüllte Tasse, ein Pokal für den Reiswein und die beiden kleinen Stäbe, die den Chinesen als Besteck dienen. Am Eingang zu dem Festplatz war eine große Papierfigur aufgestellt, die den Herrn der Geisterwelt symbolisiert, der hier über seine Untertanen wacht. Sind alle Vorbereitungen beendet, so begibt sich ein Priester zum Kirchhof und ladet die Geister zum Mahle ein. Es ist ein eigenartiger Anblick; die Nacht bricht herein, Tausende von Kerzen glühen in der Dunkelheit und erst mit dem Morgendämmern endet die seltsame Zeremonie.

Astronomisches.

Das Sternengewimmel der Milchstraße. Die planmäßige Verwertung der Photographie für die Erforschung des Sternenhimmels hat der gesamten Himmelskunde eine neue Grundlage gegeben und man kann wohl sagen, daß überhaupt für keine andere Naturwissenschaft die Photographie von einer gleich großen Bedeutung geworden ist. Wenn die photographische Himmelskarte vollständig vorliegen wird, rechnet man darauf, daß sie die Stellung von fast zehn Millionen, genauer 9854000 Sternen zu kennen. Nicht all diese Sterne können nun auch des näheren berücksichtigt werden; immerhin wird der nach der Karte angefertigte Katalog die stattdische Summe von 2676000 Sternen enthalten. Es kann auch schon jetzt der Schluß gezogen werden, daß zwar auf beiden Halbkugeln des Himmels die Verteilung der Sterne im ganzen eine gleiche ist, daß aber, wenn die aller-schwächsten Sterne außer Berücksichtigung bleiben, ihre Dichte auf der nördlichen Halbkugel größer ist als auf der südlichen. Die größte Ansammlung von Sternen findet zweifellos in der Milchstraße statt. Es gibt aber auch noch Gegenden des Himmels, die eine große Fülle von Sternen aufweisen und doch ziemlich weit von dem Ring der Milchstraße gelegen sind. Das eigentliche Wesen der Milchstraße ist, wie der deutsche Astronom Professor Max Wolf in einer besonderen Schrift über dies Gebilde ausgeführt hat, noch immer recht wenig bekannt, und man hat sich bisher eigentlich mehr mit Vermutungen oder gar Phantasien begnügt. Die große Schwierigkeit der Erklärung liegt darin, daß die Milchstraße in ihrem Verlauf große Verschiedenheiten aufweist. Professor Wolf neigt zu der Ansicht, daß die Milchstraße als ein Ueberbleibsel eines früher noch weit ausgebreiteteren Univerfums aufzufassen ist, betont aber bescheidenlich die große Unsicherheit, in der sich die Wissenschaft diesem Naturwunder gegenüber immer noch befindet.